

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 7

Artikel: Der Offizier als Erzieher und die neueste schweizerische Literatur

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einer Wehrsteuer geben, so kann nichts dagegen eingewendet werden, wenn wir diese von Allen beziehen, die von dem Schutz der Landeswehr profitieren, ohne selbst bei dieser mitwirken zu müssen.

Die Erhebung einer Wehrsteuer von allen nicht dienstpflichtigen männlichen Einwohnern würde einmal der jetzt bestehenden Bevorzugung der Ausländer vor den Schweizern ein Ende machen, die darin liegt, daß die Letztern die Militärpflichtersatzsteuer zu bezahlen haben, die Ausländer dagegen nicht. Und weiter würde damit ganz sicher bewirkt, daß viele schon lange bei uns ansässige Ausländer sich eher um das Schweizer Bürgerrecht bewerben würden als das jetzt der Fall ist; die Scheu vor dem Steuerzahlen würde dann keine Rolle mehr spielen können. Damit würde der Ueberfremdungsprozeß, dem unser Land unterliegt, wenigstens in einem bestimmten Punkt etwas aufgehalten. Das ist aber so wichtig, daß der Frage im allgemeinen Interesse näher getreten werden sollte.

Der Offizier als Erzieher und die neueste schweizerische Literatur.

Wer sich heute die Mühe gibt, hinzuhorchen, wenn ein paar Schweizerbürger miteinander reden, oder hinzuhören, wenn aus dem Grenzbewachungsdienst zurückgekehrte Soldaten unter sich ihre Erfahrungen austauschen, der wird gar verschiedenes vernehmen. Die einen freuen sich über die verlebten herrlichen Tage und fühlen gerade so wie wir früher nach beendigter Manöverzeit: alles, was uns unangenehm berührte, war mit dem letzten Signal Zapfenstreich in alle Winde verflogen, verschwunden in der Vergessenheit, und nur das Angenehme, das Gute und Schöne, das Helle und Freundliche war geblieben und wurde noch verklärt durch das erhabene Gefühl, etwas geleistet zu haben und dadurch weiter vorgesritten zu sein in unserer Selbsterziehung zur Mannhaftigkeit. Andere jedoch berichten wesentlich verschieden: da wird geschimpft und gewettet oder sachlich Beschwerde geführt über geistötendes Drillen, über unschöne Titulaturen, über oft unwürdige Behandlung durch Vorgesetzte, die die Dienstleistung zur Qual gemacht und die Dienstfreudigkeit ertötet habe. Wendet man sich dann um Auskunft an Offiziere, die es wissen könnten, so wird man etwa die Antwort erhalten, daß diejenigen, die solche Behauptungen aufstellten, Ausnahmen, die ja immer vorkämen, verallgemeinerten und damit das Schändlichste beginnen, das überhaupt geleistet werden könnte, nämlich das Ansehen des Offiziers zu untergraben und eine Kluft zu befestigen im Begriffe seien zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, ja zwischen Armee und Volk, die ins Unglück führen müsse. Es gäbe allerdings noch jetzt Elemente im Heere, die die Wiederholungskursweisheit und den Wiederholungskursbetrieb als das Höchsterreichbare, ja als Ideal betrachteten und sich nicht davon loszulösen vermöchten, die einfach nicht einzusehen und zu begreifen imstande seien, daß der aktive Dienst kein Wiederholungskurs sein könne, noch dürfe, daß es sich jetzt darum handle, wesentlich tiefer zu graben und die Ausbildung auf andere, durchaus sichere Fundamente abzustellen, auf viel kräftigere als wie sie selbst der bestorganisierte

Wiederholungskurs je bieten könne. So ungefähr lautet die Aufklärung der Wissenden. Solche Elemente, belehren sie uns weiter, suchten dann auf rein äußerliche Art und Weise durch bis zur Bewußtlosigkeit betriebene gleichartige Übungen, Griffeklopfen, Absätzenzusammenschlagen und was derlei schöne Dinge mehr sind, eine flotte Truppe herzubringen, ohne das innere Wesen des Mannes zu berücksichtigen, das natürlich durch solchen Maschinenbetrieb zu kurz kommen müsse — also Arbeit auf den Schein hin. Das aber ist, wie jeder Einsichtige weiß und wissen muß, wenn er überhaupt ausbilden will, ein ganz falscher Erziehungsgrundsatz, war zu allen Zeiten der größte pädagogische Fehler sowohl in der Zivil-, wie für die Militärerziehungslehre. Daß die Leute schwer darunter leiden, ist selbstverständlich, daß sie sich mittunter kaum mehr als Menschen fühlen, leicht einzusehen. Vielfach, vernehmen wir im fernern, entspränge solch widersinniges Tun den lautersten Motiven: es gäbe Vorgesetzte, denen es Kummer und Seelenpein bereite, erkennen zu müssen, daß man auf dem mühseligen Wege der Nichtwiederholungskursarbeit scheinbar viel zu langsam zum Ziel komme, die es schmerze, vernehmen zu müssen, daß alle Arbeit nichts zu nützen scheine und immer wieder Rückfälle einträten. Um den Betreffenden bittere Stunden zu ersparen, suchten dann die Instruierenden hervortretende Mängel mit allen möglichen Mitteln zu bekämpfen und wegzuschaffen bevor sie höherenorts bemerkt oder gar vor dorther gerügt würden und deren Abstellung verlangt werde. Daher komme es auch, daß vielleicht der eine oder andere eine Methode zur Anwendung bringe, die sich als zweckentsprechend bewährte, obschon sie nicht ganz reglementsgemäß sei; leicht sei er dann geneigt, sein Vorgehen auch andern zur Nachahmung zu empfehlen, wobei etwa schon das unglückliche Wort gefallen sein möge, das man natürlich nicht gelten lassen dürfe: das Reglement ist ein schönes, gutes und liebes Buch, aber ich mach' es nun einmal so! — Ein derartiger Ausspruch ist natürlich mehr als verhängnisvoll, ein solches Urteil kann, auch wenn es nur scherhaft gebraucht worden sein sollte, unendlich schlimme Folgen haben, denn jeder Soldat weiß doch ganz genau, daß das Reglement das Fundament aller soldatischen Ausbildung ist, die Bibel, das Evangelium, an dem herum nicht gemäkelt noch gedreutelt werden darf, das einen Satz enthält (Ziff. 15 des Exerzier-Reglements für die Infanterie 1908), der ausdrücklich sagt: Zu den im Reglement angegebenen Formen und Vorschriften dürfen keine neuen hinzugefügt werden! Es ist also das Erziehungshandbuch des Vorgesetzten, nach ihm allein hat er sich zu richten für alles was Drill und Uebungen betrifft. Gerade deswegen muß auch Ziff. 9/III strikte befolgt werden: Bei der Ausbildung soll nie längere Zeit nach einander gedrillt werden, da sonst die Anspannung nachläßt und der Zweck verfehlt wird, . . . wie auch der bezügliche Erlaß unseres Generals mit allem Nachdruck betont.

Gewisse Unstimmigkeiten sind also trotz aller Bemühungen von oben herab, sie aus der Welt zu schaffen, vorhanden und dürfen nicht einfach übersehen oder auf die leichte Schulter genommen oder gar bestritten werden. Das weiß sicher jeder Offizier, der gewohnt ist, einer Sache auf den Grund zu gehen und sich nicht damit begnügen, das festzu-

halten, was auf der Oberfläche schwimmt. Daß ich nicht ganz Unrecht haben kann, daß es da noch gar vieles zu ändern und zu bessern gibt, beweisen mir einige Erscheinungen der neuesten schweizerischen Literatur — und zwar sind es nicht nur solche des Fachschrifttums — die sich mit der Frage des Offiziers als Erzieher beschäftigen. Es sind verschiedene für uns ungemein lehrreiche Werke, die ich im Auge habe und auf die ich im Folgenden näher eintreten will, Bücher, die ich jedem Offizier zur Lektüre, ja zum Studium warm empfohlen haben möchte, wenn auch das zuerst zu erwähnende (und einige andere) nur in einzelnen kurzen Kapiteln und Kapitelausschnitten unser Thema anschneidet oder streift. Vielleicht wird dann der eine oder andere Kamerad sich an die Brust schlagen und der ungemein wichtigen Frage in Zukunft mehr Aufmerksamkeit schenken.

In der Erzählung aus dem Bernerland, „Die heilige Flamme“ des bekannten Schriftstellers Rudolf von Tavel (Bern 1917, A. Francke), wird uns im IX. Kapitel eine Schulkompagnie während der Arbeit vorgeführt und gezeigt, wie durch falsche Behandlung nicht nur im allgemeinen Unheil gestiftet, sondern ein sonst trefflicher junger Mann, der Bühl-Hänsel, direkt in die Arme der Antimilitaristen und dadurch schließlich zur Desertion getrieben wird. Die Figuren sind trefflich gezeichnet, alles entwickelt sich so ungezwungen wie nur möglich, aber es entwickelt sich eben und zwar mit unheimlicher Logik. Man hat auch nicht das Gefühl, der Verfasser wolle da irgend etwas Tendenziöses an den Mann bringen, aber das ganze Kapitel und die mit ihm im Zusammenhang stehenden späteren Ausschnitte reden eine laute, nicht mißzuverstehende Sprache für jeden, der sie hören will.

Ein anderes Buch, „eine schweizerische Offiziersgeschichte“ nennt sie sich, ist „Der starke Mann“. (Frauenfeld 1917, Huber & Co.) Als Verfasser bekennt sich Paul Ilg, der vor einem Jahr mit seinem feingestimmten Werk „Was mein einst war“ Aufsehen erregt und ein starkes Talent verraten hat — die Hauptzählung „Maria Thurnheer“ ist übrigens in der ersten Gruppe der eben im gleichen Verlag herausgekommenen sehr empfehlenswerten Sammlung „Schweizerische Erzähler“ separat erschienen — und das hier neuerdings bewährt. Einen Tendenzroman hat man den „starken Mann“ genannt — mir scheint er mehr zu sein, nämlich eine mit Herzblut geschriebene, groß angelegte Erzählung mit tendenziösem Untergrund, die auch den Titel führen könnte: Militär und Volk oder meinetwegen: Demokratie und Wehrwesen; sie behandelt also ein Thema, worüber in Ratssaal und Presse in letzter Zeit viel debattiert und geschrieben worden ist.

Der Held des Romans ist „der starke Mann“, Instruktionsoffizier Adolf Lengenhager. Er stammt aus guten bäuerlichen Verhältnissen und kennt nur ein Ideal, den preußischen Soldengeist, den er auch uns wünscht. An seinem Ideal geht er jämmerlich zugrunde. Der Roman Ilgs ist als solcher, also erzählungstechnisch, ein Kunstwerk, straff in der Komposition, scharf in der Zeichnung, die überall volles Leben atmet. Schlag auf Schlag folgen sich die Ereignisse. Den Höhepunkt bildet die Demonstration gegen das Herbeiziehen einer deutschen Regimentsmusik zu einem Offiziersball; dabei läßt Ilg den Obersten Erisman, den Mann nach seinem

Herzen, eine Rede halten, worin er sein Ideal des Schweizerbürgers im Wehrkleid, die volkstümliche Auffassung des Wehrmanns, preist. Die Hauptstellen seien hier zur Orientierung wiedergegeben. Zunächst hebt Erisman den Wert und die Bedeutung der Offiziersvereine hervor, die jedoch, nach Ansicht unserer Gegner, die Gefahr in sich bergen sollen, den Kastengeist großzuziehen. Das ist sicher grundfalsch. „Es gibt in jeder Armee Offiziere, denen der Schein mehr als die Sache gilt. Hingegen ist dafür gesorgt, daß solche Zierpflanzen bei uns nicht überhand nehmen. In unserem nüchternen Volkstum finden sie keinen gedeihlichen Boden, sowenig wie Soldatenschinder, von denen bei uns auch angeblich zwölf auf ein Dutzend kommen. Was schützt uns eigentlich vor Ueberhandnahme solcher Elemente? Etwa die sozialistische Teufelswandmalerei? Keine Spur. Sondern einzig und allein der bessere Geist, von dem die Mehrzahl der Offiziere durchdrungen ist. Ein richtiger Offizier wird die Achtung am Gehorsam der Untergebenen vorab durch Tüchtigkeit und sichere Kenntnisse, aber nicht durch Betonung seines höheren Standes oder durch schroffe Anwendung der ihm verliehenen Machtmittel erzielen wollen. Wer viel brüllt und rüffelt, dem fehlt es immer an der zwingenden Persönlichkeit, so einer verpulvert blindlings das Vertrauen der Leute und die Dienstfreude dazu. Ebenso ist es mit dem Dünkel. Nur ein geistig armer Mensch prahlt mit seinem Rang, und nur ein duckmäuserischer Wicht läßt sich auf diese Art impnieren. Wir wollen keinen Standeskultus treiben. Eine besondere Offiziersehre wird keiner beanspruchen, der auch im bürgerlichen Leben seinen Mann stellt. Wer sich aber erst als Mann fühlt, wenn er in den Offiziersrock schlüpft, der ist nicht unser Mann; er mag noch so sehr auf die sogenannte ritterliche Ehre pochen und sich erhaben dünken über den gewöhnlichen Bürger. Der berüchtigte Kastengeist ist meistens das Produkt der sozialen Minderwertigkeit seiner Inhaber; mit dem übertriebenen Standesbewußtsein verschleiern sie ihre einseitige Beschaffenheit, ihre Unbildung. Solchen aufgeblasenen Säbelräßlern mit oder ohne Manicure müssen wir selber das Ueberbein amputieren. Es sind wie gesagt, Fremdkörper in unserem Heer, schlechte Nachahmungen, die dem ernsthaften Soldaten nicht minder widerlich sind als dem Zivilisten. Die Kenner der Geschichte wissen, wie oft ganze Völker für den Bubenstreich eines Einzelnen bluten mußten. Darum ist es unsere Pflicht, diese Gattung Durchgänger jederzeit scharf im Auge zu behalten und die Kandare bei Zeiten fühlen zu lassen. Einfachheit tut not . . . Die hohe Aufgabe des militärischen Erziehers besteht darin, nicht den billigen Kadavergehorsam, sondern den Vernunftgehorsam herbeizuführen, dem Jüngling die Augen zu öffnen für die Notwendigkeit vollkommener Unterordnung und den dauernden Gewinn, den er selbst in der freudigen Erfüllung seiner Pflichten davonträgt. Der Dienst ist die Schule des Vaterlandes. Aber wer begeisterte Schüler will, Ihr Herren Leutnants, muß selber durchdrungen sein vom Gedanken an ein gemeinsames Vaterland. Nicht die Allerwelts-Brüder, die von Völkerbünden und ewigem Frieden schwärmen, sind die schlechtesten Bürger, sondern die Streber und Kleber, die Wichtigtuer und Profitjäger im Lande, die dem Vaterland angehören wie Hinz und

Kunz ihren Vereinen: nämlich der guten Kund-schaft halber! Für die Gemeinschaft, deren Geist und Verfassung diesen ein Buch mit sieben Siegeln ist, leisten sie das Unumgängliche mit Hängen und Würgen; wie sie darüber hinaus zu fördern und zu heben wäre, macht ihnen hingegen wenig Kummer. Vor diesem Schächergeist wird sich der wahre Sol-dat bewahren. Er, der zum Schutze der Heimat aufgerufen ist, weiß am besten, was das bedeutet: Vaterland! Es ist die schönste, mächtigste Idee, seit Menschen schaffen und denken.

Mit dieser Rede, deren Hauptgedanken hier wiedergegeben sind, wird sich der Offizier ausein- andersetzen müssen; er muß darüber nachdenken, an ihrer Hand eine Ueberprüfung seiner Gedanken und Vorstellungen, ja vielleicht eine Umwertung der Werte vornehmen müssen. Da hier nur referiert werden soll, wird kein Kommentar nötig sein, umso weniger als erst die Lektüre des ganzen Romans, zu der hier angeregt werden will, den Leser in den Stand setzt, ein Urteil zu fällen. Uebersehen werden aber darf diese „schweizerische Offiziersgeschichte“ auf keinen Fall.

(Fortsetzung folgt.)

Eidgenossenschaft.

Die „gelehrten“ Offiziere. In einer Besprechung des Buches „Vom Kriege“ von General Clausewitz, von Hauptmann i. G. Otto Brunner in der Nummer 5 vom 3. Februar 1917 der Militärzeitung lesen wir am Schlusse folgenden Satz: „Wir brauchen keine „gelehrten“ Offiziere — wenn auch das Wissen jeden Offizier zierte — wir brauchen vor allem Offiziere, die etwas können!“

Wir trauten unsren Augen nicht, einen solchen Ausspruch zu hören, vollends gar bei Anlaß der Besprechung des Werkes eines Offiziers, der gerade in diesem seinem Werke einen so schlagenden Beweis gründlicher Gelehrsamkeit gegeben hat. Wir wollen dabei mit dem geehrten Rezensenten nicht rechten über seine Auffassung von den „gelehrten“ Offizieren, „derer wir nicht brauchen, sondern vor allem solcher, die etwas können“. Er ist vielleicht angehaucht vom Geiste Plönies, der in seiner geistreichen Schilderung vom „Leben, Wirken und Ende weiland Seiner Exzellenz des oberfürstlich winkelkramischen Generals der Infanterie Freiherr Leberecht von Knopf“ sich über die falsche Gelehrsamkeit lustig macht, wobei der Verfasser selbst ein hochgeschätzter Schießtheoretiker und Waffentechniker war. Dem Rezensenten schwelte wohl eben diese falsche Gelehrsamkeit vor, die sich mit einem mehr oder weniger verstandenen Wissen brüstet, es aber nicht anwenden kann. Was uns wundert ist viel mehr die Wendung: „wenn auch das Wissen jeden Offizier zierte“.

Nur zierte? Wir haben immer gemeint, das Wissen sei für jeden Offizier nötig. Ohne gründliches Wissen kann es nie ein rechtes Können geben. Das Genie kann freilich etwas gleich, ohne es lange lernen zu müssen. Aber glaubt man etwa, das Genie brauche keine Lehre, kein Gelehrte? Sind nicht gerade die vom Rezensenten angeführten Feldherren, Alexander der Große, Cäsar, Friedrich der Große, Napoleon, Moltke, leuchtendste Beispiele, wie ein kräftiger Trieb, sich das Wissen anzueignen, den Grund zu ihrem Können gelegt hat? Man lese nicht nur Moltke's, sondern auch Clausewitz's Briefe an seine Frau, um zu ersehen, was für Anschauungen in diesen Männern über Bildung und Wissen lebten.

Man betrachtet an großen Geistern nur ihre Taten und Werke, aber nicht den Weg, auf dem sie zu ihnen gelangt sind. Wer hat die Wissenschaft höher geachtet als gerade diese großen Männer und wer hat sich eifriger bemüht, sich ihrer zu bedienen? Napoleon I. hat die erste technische Hochschule, die Ecole Poly-technique in Paris, gegründet. Sein Geist steckt heute noch in den französischen Artillerie- und Genieoffizieren und Moltke'sche Gesinnung zeigt sich in der Ver-

wendung der Mittel der Wissenschaft und Technik im Wirken nicht bloß der deutschen Armee. Hinden-burg und Ludendorff haben in ihren Mußestunden wohl auch nicht nur Romane gelesen.

Ist der Krieg etwas anderes als eine höchste Steigerung des Kampfes um das staatliche und völkische Leben, eine intensivste Anwendung von Wissenschaft und Technik, von Wissen und Können im akut gewordenen Kampfe um die Existenz? Wohin wäre die friedliche Technik gekommen, wenn sie nicht hätte aufbauen können auf den Erkenntnissen der Wissen-schaft? Und wer betreibt diese Wissenschaft? Eben diese unglücklichen Gelehrten, die mindestens mit der gleichen Arbeitstreue ihre Pflicht auffassen und ihren Beruf erfüllen wie die Praktiker, wenn auch mit etwas weniger äußerem Glanz.

Wir wissen schon, die Gelehrten sind im Militär nicht überall hoch angesehen. Sie sind aber daran nicht in erster Linie selber schuld; sonst wären sie ja auch von den zivilen Praktikern nur scheel angesehen. Man kann im Militär die Gelehrten nicht immer lieben, weil sie vornehmlich kritischer Natur sind und es dem Wesen ihrer Tätigkeit nach sein müssen. Man fürchtet sie, weil sie sich ungescheut äußern; man kann ihnen nicht so leicht imponieren, weil sie keine andere Autorität anerkennen, als die auf die eingehendste Forschung und gründlichste Arbeit fundierte Erkenntnis. Sie werden auch Könner sein, wenn man ihnen Gelegenheit gibt, es zu erweisen. Es gibt ja etwa unpraktische Herren, die man am besten bei ihren Büchern läßt und die dabei wenigstens einem Herrn zu dienen suchen.

Wer die Geschichte der Entwicklung des Wehrwesens im allgemeinen wie im besondern auch in der Schweiz studiert, wird erkennen, daß die tiefsten Gründe der Umwandlungen in den Kampfweisen nicht darauf beruhen, was einem Feldherrn in der Anregung der Feldschlacht als Eingebung gekommen, sondern darauf, was er für ein Instrument in den Händen hatte und wie er sich in eifriger Geistesarbeit in der Verwendung desselben vorbereitet gehabt. Daß bei einem Genie die Vorberichtigung raschere und reichere Früchte trägt als bei gewöhnlichen Menschen, sagt nicht, daß sie nicht auch stattfindet und unnötig ist. Fragen wir uns in der Schweiz, wer jeweilen die nachhaltigste Wirkung in der Entwicklung unseres Wehrwesens ausübte, so waren es vielfach stille, der geistigen Arbeit eifrig ergebene Männer, die guten Samen in das Erdreich legten, auf dem dann die Praktiker die Aehren schnüden und sich als „Könner“ Ruhm holen konnten. Wenn wir in unserer Armee Offiziere hätten, die nur Wisser und keine Könner wären, so wollten wir schon dafür dankbar sein.

Der Krieg ist auch eine Kunst, nicht bloß eine Wissenschaft, hören wir einwenden. Gewiß ist der Krieg auch eine Kunst, eine solche des „Könnens“, der Kunstfertigkeit in der Anwendung der Mittel, wie in der Neuschöpfung und Erfindung höherer Formen. Aber schließen sich Kunst und Wissenschaft aus? Nähern sie sich in ihrer höchsten Entwicklung, als in der Vollendung, die nur eine eine sein kann, nicht selbst wieder und ist der, der von beider Oel gesalbt ist, nicht der vollkommenste Mensch, als der, so nur vom einten empfangen hat? Ueben wir also etwas mehr Toleranz und Anerkennung. Danken wir es den gelehrten Militärs, daß sie so treulich — an ihrem Orte — mithelfen, unser Wehrwesen zu fördern, wenn sie dabei auch Verkenntnis ernten. Vor allem aber sagen wir den jungen Offizieren, daß Wissen ihnen nicht nur wohl ansteht, sondern von ihnen gefordert werden muß. Sonst sind sie nur Unteroffiziere —: Techniker, aber keine Ingenieure: *Offiziere*.

Unserem jungen Kameraden wollen wir seinen etwas zu leicht aus der Feder gelaufenen Satz verzeihen: zeigt er doch selber durch sein Beispiel, daß Wissen von Vorteil ist.

Oberst i. G. F. Becker.

Militärskirennen in Leukerbad.

Wie 1916 so wurde auch dieses Jahr in Leukerbad ein Skirennen der Wallisertruppen abgehalten, ver-anstaltet vom Walliser Offiziersverein, unter der Leitung von Oberst Ribordy. Samstag, den 27. Januar fand das Patrouillenwettrennen statt, an dem neun Kompanien vertreten waren, jede Patrouille à vier Mann. Der zu verfolgende Weg bot den Läufern alle möglichen im